Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 41

Artikel: Das Pfarrhaus Widmann in Liestal

Autor: Spitteler, Carl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640756

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In stillen Stuben wurden kleine verschwiegene Gegenstände hergestellt. Jungfer Trachsel brachte ein Wandgestell, das sie aus leeren Fadenspulen fabriziert und natürlich mit einem gehäckelten Börtchen verziert hatte. Jungfer Moser strickte zwei kunstvolle Lampenteller; Frau Rünsch filoschierte ein Marktnetz. Lauter praktische, liebevoll hergestellte Sächelchen. Kurz vor der Hochzeit aber ging die Frau Major geschäftig von Tür zu Tür mit einer grünen Blechbüchse, die speziellen Sammelzwecken diente. Und wie man die Büchse später umstülpte, ergab sich, daß die Summe wohl zu einem hübschen Theeservice ausreichend sei. Dies Theeservice wurde von vier Betrauten bei Meyer gekauft und zur allgemeinen Begutachtung in Frau Majors Stube ausgestellt. Es waren schöne Porzellantassen mit winzigen, roten Blumenkränzchen drauf und oben am Rand mit einem feinen Goldstreifen.

Endlich nahte der Tag der Hochzeit. Da er gerade auf Montag fiel, war Dr. Eduard Meyer in eigener Person zum Verwalter hinuntergestiegen und hatte gebeten, man möchte für heute die üblichen Schnittli abbestellen. Er habe als Ersatz für die sämtliche obere Etage des Hauses Fleischpastetchen bestellt und ein ganzes Dutzend goldgelber Eierkuchen. Den alten Damen sollte der hohe Tag auch zum Ausnahmetag werden. Zur Hochzeit selbst waren nur die Frau Major und ein Vetter des Bräutigams geladen.

Die Trauung fand hinten in der kleinen dämmerigen Kapelle des Spitals statt. In den Bankreihen saßen die alten Frauen in ihren Mantillen und Kapotten, im Verwalterstuhl stand die Regierung, die Goldkette über dem Bauch; hinten im Kirchdunkel bargen sich die Pfründer und Pfründerinnen im Sonntagsstaat, und oben auf dem Lettner spielte frommfeierlich das Harmonium. Vor dem alten, ehrwürdigen Prediger stand das Paar; jung und vornehm kleidete die Braut die graue Seide und strammaufrecht hielt sich der gelehrte Bräutigam. Der Pfarrherr sprach über die treue, verspätete Liebe der Beiden so schön und rührend, daß Jungfer Moser einmal ums andere heimliche Tränlein von den Backen wischte.

Dann schritt man hinaus in langsamen Zug. Vor dem hohen Portal harrten zwei Wagen. Das Brautpaar stieg ein. Man hatte das Hochzeitsmahl im Hotel Pfistern bestellt.

Oben an den Fenstern guckten viele Köpfe heraus, auch hatte sich bereits eine kleine neugierige Menge auf der Straße gebildet.

„Frau Dr. Meyer!" rief vom Gangfenster oben eine Stimme, „passen Sie auf!" Und wie die Neuvermählte hinaufblickte, flog eine Handvoll Reiskörner hinunter in den Wagen. „Das soll Glück bringen!" weissagte die Spenderin, Jungfer Moser, „Sie wissen ja, das ist englischer Brauch!"

Die Frau Major stieg in den zweiten Wagen, geführt vom Vetter des Bräutigams. Das schwere, schwarze Seidenkleid bauschte sich auf um sie herum und wundervoll hob sich von den Spitzen auf der Brust die herrliche Goldkette. „Die Frau Major ist doch eine gar stattliche Frau", meinte Jungfer Moser.

„Sie hat's und sie kann's", erklärte die alte Frau Blau mit ihrem kleinen, weltweisen Lächeln.

Ende.

Sehnsucht.

Von Ricarda Huch.

Um bei dir zu sein,
Trüg' ich Not und Fährde,
Ließ ich Freund und Haus
Und die Fülle der Erde.

Mich verlangt nach dir
Wie die Flut nach dem Strande,
Wie die Schwalbe im Herbst
Nach dem südlichen Lande.

Wie den Alpsohn heim,
Wenn er denkt, nachts alleine,
An die Berge voll Schnee
Im Mondenscheine.

Das Pfarrhaus Widmann in Liestal.

Von Carl Spitteler in Luzern.*)

Wenn man von Basel in der Richtung nach Olten in die Schweiz fährt, kommt man nach zwanzig Minuten an der häßlichen Rückseite eines sauberen Städtchens namens Liestal vorbei. Von diesem Liestal wüßte ich viel zu erzählen; allein man erzählt nicht von seiner Heimatstadt einleitungsweise. So mache ich denn einen Gedankenstrich, mit einem geheimen Gefühlszeichen darum, nehme einen großen Sprung darüber hinweg, und beginne sachlich mit meinem Thema.

In der sogenannten „hintern Gasse" Liestals verborgen, nahe der gleichfalls versteckten Kirche, liegt an einer platzartig erweiterten Ausbuchtung das unscheinbare Pfarrhaus. Mehr noch als anderswo bilden in dem ärmlichen Kanton Baselland, der noch vor zwei Menschenaltern nicht viel mehr bedeutete als ein bäurisches Anhängsel der Stadt Basel, die Pfarrhäuser Inseln innerhalb der heimischen Einwohnerschaft. Scheue Ehrfurcht schützt und vereinsamt sie, die nicht einzig dem religiösen Beruf des Pfarrers gilt, sondern auch seiner höhern Bildung und seiner städtischen Lebensart. In denkbar höchstem Grade war das Pfarrhaus Widmann in Liestal isoliert. Die übrigen Pfarrer des Kantons waren doch Schweizer oder hatten wenigstens eine Schweizerin zur Frau, wie zum Beispiel der aus Kärnten stammende Pfarrer Rauczka in Rothenfluh, und ob sie schon städtischer auftraten und einen etwas anders gefärbten Dialekt sprachen, so war es doch baslerische Nachbarluft und unmittelbar verständliche, traute Schweizer Mundart.

Bei Widmann dagegen war alles fremd, außerschweizerisch: die österreichische Sprache, der großstädtische Ton, das unbefangene, bei einer Pfarrerfamilie auffallende, weltfröhliche Gebaren, fremd sogar die Kleidung und der Küchenzeddel. Auf die naheliegende Frage, wie die Liestaler Kirchgemeinde

*) Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und des Verlages aus dem „Schweizer Jahrbuch der Süddeutschen Monatshefte 1913" abgedruckt. (Siehe Bücherbesprechung.) Die Illustrierung mit freundlicher Hilfe des Herrn Dr. M. Widmann, des Sohnes des Dichters, von uns selbst besorgt. Die Redaktion.

dazu kam, einen heimatlosen, wildfremden Flüchtling zum Pfarrer auszusuchen, lautet die Antwort: Gerade das, daß er ein fremder, heimatloser Flüchtling war, diente ihm bei den erzrevolutionären Liestalern zur Empfehlung. Liestal steckte immer voll von politischen Flüchtlingen, weil es einladend die Arme nach ihnen ausstreckte und ihnen Schutz, Lebensunterhalt und Heimat anbot. Nicht umsonst steht in Liestal ein Herwegh-Denkmal. Widmann aber empfahl sich den Liestalern noch ganz besonders dadurch, daß er aus einem Mönchskloster entsprungen war. Soeben, wenige Wochen nur früher, als sie sich Widmann zum Pfarrer holten, im Jahre 1845, waren die Liestaler mit blutigen Köpfen aus einem unglücklichen Privatkriegszug gegen Luzern zurückgekehrt, wo sie die Jesuiten hatten vertreiben wollen. Die herrliche Gelegenheit, zum Trost für die Niederlage die Jesuiten durch die Wahl eines Exjesuiten zu ärgern. Denn Zisterzienser oder Jesuiten, das galt den damaligen Radikalen wie Kraut und Rüben. Daß der Fremde sich in der Folge fremd benehmen würde, war vorauszusehen; doch dieser Gedanke schreckte nicht; war man mit so vielen flüchtigen Italienern, Deutschen und Polen gut ausgekommen, so wird es mit einem Oesterreicher wohl auch gehen. Aus solchen Gründen also, den Pfaffen und Aristrokaten zum Trotz, wurde der flüchtige Zisterzienermönch aus Heiligenkreuz bei Wien zum protestantischen Pfarrer von Liestal berufen. Ganz geheuer war mißtrauischen Gemütern freilich nicht dabei: „Wenn am Ende die Flucht, die Bekehrung, die Heirat bloß Trug und Verstellung wären? ein abgefeimtes, jesuitisches Teufelskunststück, um Liestal allmählich katholisch zu machen!" Den Jesuiten traute man alles zu.

Das Pfarrhaus in Liestal, in dem Pfarrer Widmann wohnte.

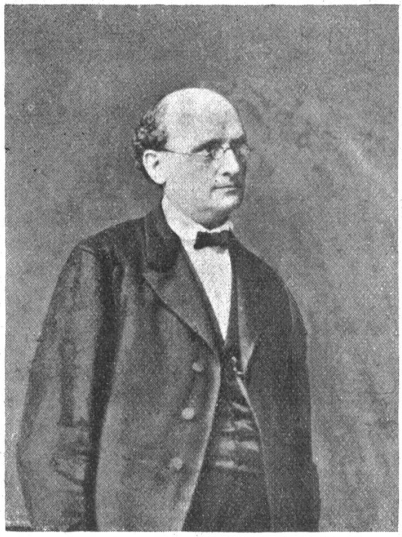
Die romanhafte Vorgeschichte des Pfarrers Widmann und seiner Frau ist so oft und so gründlich erzählt worden, daß ich sie nicht wiederholen will. Ersprießlicher scheint mir, mitzuteilen, wie es in dem geheimnisvollen, fast märchenhaften Pfarrhaus Widmann in Liestal zuging und wer alles darin wohnte und waltete.

Da war vor allem der Pfarrer selber. Eine auffallend schöne, stattliche, dekorative Erscheinung; hochgewachsen, aufrecht und schlank, mit einem feinen, regelmäßigen, bildschönen Gesicht. Einer jener Menschen, die nirgends unbemerkt bleiben können, nach denen man sich auf der Straße umwendet und seinen Nachbar fragt: „Wer ist das?" Zugleich sympathisch anmutend, so daß ihm jedermann auf sein bloßes Gesicht hin Freund wurde. Wenn er durch die Straße zog, mit jener angeborenen Leutseligkeit grüßend, die gar nicht weiß, daß man auch anders sein könnte, sah man nicht selten die Leute vor Vergnügen und Stolz über seinen Gruß erröten. Seinem Aeußern entsprachen seine Lebensgewohnheiten, sein Temperament und seine geistigen Anlagen. Zufriedenheit und Behagen strömten von ihm aus, er verstand die Kunst, stündlich in der Gegenwart zu leben und wurde schon kraft dieser Eigenschaft ein vorzüglicher, beliebter Gesellschafter; sein Humor, seine Jovialität, seine Gutartigkeit taten das übrige. Weil er sich weltlichen Vergnügungen nicht abhold zeigte, Theater- und Bierhäuser besuchte, herzlich lachen konnte, mit Mutterwitz zahlte, einen saftigen Wienerausdruck nicht verschmähte, überhaupt nicht das mindeste Pastorale zur Schau trug, galt er allgemein für „freisinnig". Das war eine Begriffsverwechslung; duldsam war er und weitherzig, aber für seine Person und seinen Beruf nicht freisinnig, vielmehr orthodox, ob auch gemäßigt orthodox. Ueberhaupt lag seine Bedeutung nicht auf theologischem oder philosophischem, sondern auf künstlerischem Gebiete. Musikalisch war er durch und durch. Ohne Musik hielt er's nicht lange aus. „Aber sollen wir denn nicht etwas spielen?" rief er, wenn das Gespräch zu lange dauerte. Er selber vermochte als einstiger «Regens chori» ein Orchester zu dirigieren, war ein tüchtiger Sänger, ansehnlicher Geiger, leidlicher Cellist, so daß er in Trio und Quartetten seine Noten neben Berufsmusikern zu bewältigen im stande war. Noch weiter als seine ausübende Kunst reichte aber sein Verständnis für Musik.

Dem Pfarrer wie aus dem Gesicht geschnitten, selbstverständlich in verjüngter Ausgabe, war seine Tochter Anna, die „Prinzessin Anna", wie neidische Zungen sie tauften. Ein Mädchen von seltener Herzensgüte und Seelenreinheit. Lieblose, scharfe Urteile über einen Nebenmenschen kamen nie aus ihrem Munde, es wäre denn, daß jemand etwas antastete, was ihr heilig war. Daß es schlechte Menschen gibt, dies zu erfahren oder auch nur zu wissen, ersparte ihr die Inselatmosphäre des Pfarrhauses. Die Oeffentlichkeit kannte sie als virtuose Klavierspielerin, die schon als Kind in Konzerten aufgetreten war (mit dem f-moll-Konzertstück von Weber), in der Gesellschaft wurde sie wegen ihrer Anmut gefeiert, ihre größten Vorzüge aber, Charaktervorzüge, offenbarte sie in der häuslichen Intimität. Treue Anhänglichkeit an die Ihrigen war ihre Haupteigenschaft, ihr Lebensatem die unbegrenzte Verehrung ihrer Mutter und ihres Bruders.

Ganz anders die Pfarrerin und der Sohn Joseph Viktor, der Dichter. Diese waren körperlich zart, die Mutter kränklich, der Sohn schwächlich, dagegen beide an Geist außerordentlich begabt. Die Frau Pfarrer, eine Schülerin Hummels, welche Schubert mehrmals, Beethoven einmal persönlich gesehen und

gesprochen hatte, verfügte über ein Klavierspiel, das den Ruf der Genialität genoß und diesen Ruf auch verdiente. Das Spiel der Frau Feuerbach, der Mutter des Malers, hat mich später in mehrfacher Beziehung daran erinnert, doch hatte Frau Pfarrer Widmann noch die Fähigkeit des freien Phantasierens voraus, innerhalb der Grenzen, welche nun einmal die Natur der Frau auf schöpferischem Gebiete abgesteckt hat. Leider erlaubte ihr ihre ewige Kränklichkeit — ich habe sie nie anders als leidend gesehen — nur ausnahmsweise die eigene Betätigung am Klavier. Wenn sie jedoch zur Seltenheit einmal aufstand und sich dem Flügel näherte, herrschte andächtige Feierstille wie vor einem wichtigen Ereignis. Für gewöhnlich saß sie zusammengesunken auf dem Sofa, eine kleine Gestalt, beherrscht von einem merkwürdig bedeutenden, durchgeistigten Augengesicht, beständig mit ihren Brustkrämpfen ringend, so daß sie fröhlich zu bleiben und ihre Fröhlichkeit den Anwesenden mitzuteilen vermochte. Sie sprach, ihrer Atemnot wegen, nur wenig. Ihre großen, inhaltvollen und freundlichen Augen genügen indessen zur Belebung der Gesellschaft. Wenn sie redete, hatte ihre Stimme etwas unbeschreiblich Herzliches und zugleich Gescheidtes. Und die Wienersprache klang aus ihrem Munde so treuherzig, so natürlich, so überzeugend, daß man sich wunderte, warum nicht alle gute Menschen ähnlich sprechen.



Pfarrer Widmann,
der Vater J. V. Widmanns.

Und nun der Sohn Joseph oder „Pepi", wie ihn die Familie nach Wiener Sprachgebrauch nannte! Das wäre ein so reichhaltiges Kapitel, daß ich es unmöglich hier so beiläufig in Angriff nehmen kann; das verlangte eine besondere wohlerwogene große Abhandlung für sich, die nicht ausbleiben wird, denn J. V. Widmann gehört der Literaturgeschichte an. Ueberdies ist ja eine ausführliche Lebensgeschichte J. V. Widmanns in Arbeit, von berufener Seite, nämlich von seiner Halbschwester Elisabeth Widmann. Sie wird die Lücke ausfüllen, auf sie verweise ich. Einen Satz immerhin, den Hauptsatz kann ich nicht unterdrücken: Die Familie unseres Dichters hat durch schrankenlose Liebe und Bewunderung ihrem Pepi eine ausnahmsweis glückliche Jugend gebettet, und er hat dieses unschätzbare Geschenk mit inniger, herzlicher Verehrung verdankt.

Dann war noch eine Schwester der Frau Pfarrer, Fräulein Wimmer, im Hause, eine jener rührenden, bedauernswerten Wesen, deren Hauptberuf im Leben darin besteht, Tante zu sein. Ihr Herz war in Wien geblieben, wo ihr einst das Schicksal täuschende Zukunftshoffnungen versprochen hatte, und während die übrigen sich allmählich in der Schweiz heimatlich einlebten, schmachtete Fräulein Wimmer nach der verlassenen Großstadt.

Und den verwöhnten, wichtigen Pfarrershund Hektor darf ich ja nicht vergessen, den Urhund all der vergnüglichen Hündchen, welche uns der Dichter J. V. Widmann in seinen Alpenwanderungen so zärtlich vorführt.

Außerdem wohnte im Pfarrhause noch ein kleines Trüppchen junger Mädchen als Pensionärinnen, die von Zeit zu Zeit wechselten. Die brachten dann wieder eine neue Note herein: Uebermut und Lachlust, gewürzt mit einem Quäntchen Spottfreude. Dieses vielstimmige jugendliche Gekicher aus hübschen Mäulchen trug ebenfalls zu der Märchenatmosphäre des Pfarrhauses bei.

Frau Pfarrer Widmann geb. Wimmer,
die Mutter J. V. Widmanns.

Und jeden Sonntag Nachmittag öffnete sich das Haus den Gästen. Ja, diese fremde, entwurzelte Flüchtlingsfamilie, an Geldmitteln so arm wie Kirchenmäuse, verstand es, einzig durch ihre persönlichen Vorzüge und ihre großstädtische Lebensart eine Auslese von nah und fern heranzuziehen, bis über die Kantonsgrenze, sogar über die Schweiz hinaus. Was irgend Namen hatte oder zu haben glaubte: vorüberreisende Künstler, Dichter, Gelehrte und so weiter sprachen im Pfarrhaus Widmann vor. Alle politischen Flüchtlinge, falls sie nur gesellschaftlich möglich waren, fanden gastliche Aufnahme. Daneben auch Privatflüchtlinge, die ihr Vaterland aus persönlichen, unbekannten Gründen meiden mußten oder mochten. Man verlangte keine Zeugnisse und forschte nicht nach, sondern nahm was kam, wenn es nur annehmbar aussah. Den Grundstock bildeten in dem musikalischen Hause natürlich die Musiker. Kein hervorragendes Mitglied des Basler Orchesters, das nicht im Pfarrhause Liestal verkehrt hätte. Erschienen Primgeiger, so gab es Trio und Quartette, mangelte der Zuzug: Violinsonaten, vom Pfarrer und seiner Tochter ausgeführt. Einheimische kamen selten zum Vorschein. Nicht als ob sie wären ausgeschlossen worden; sondern sie schlossen sich selber aus, vor Schüchternheit und Bescheidenheit. Gelang es jedoch den Widmann, in der Einwohnerschaft ein junges Talent zu entdecken, so wurde es freudig hervorgezogen und gehegt. Entdecken und fördern war überhaupt der menschenfreundlichen Familie nicht bloß eine Lust, sondern ein Bedürfnis; wo nichts zu entdecken war, entdeckten sie's hinein. In jedem ihrer Gäste fanden und erfanden sie Vorzüge. Häufig täuschten sie sich, einige Male gelang es ihnen doch, aus dem Städtchen oder einem benachbarten Dörfchen ein wirkliches Talent zu erwischen, es zu fördern und zu lebenslänglicher Dankbarkeit zu verpflichten.

So sah es, mit nüchternen Worten berichtet, im Pfarrhause Widmann aus, in der schönsten Zeit, am Anfang der sechziger Jahre, als beide Kinder eben erwachsen und noch daheim waren, als die Pfarrerin noch nicht völlig von ihrer Krankheit überwältigt war. Nicht leicht ist es mir geworden, mit nüchternen Worten über eine Familie zu berichten, in der ich wie der eigene Sohn angesehen wurde, die ich wie eine zweite Heimat segne; zumal jetzt, da sie mit einer einzigen Ausnahme sämtlich tot sind und mich mit ihren schönen Auferstehungsaugen grüßen, jetzt, wo der Sohn der Familie, mein bester, treuester Jugendfreund, im Grabe liegt. Wie oft habe ich glückpochenden Herzens vor der Tür des Pfarrhauses gestanden, ungeduldig die Sekunden zählend, bis

Hektor Laut gab und die Köchin Marie den Aufzug in Bewegung gefingert hatte! Es wird wohl nicht lange dauern, so wird Liestal neben dem Herwegh-Denkmal auch ein Denkmal des J. V. Widmann, des einstigen „Pfarrerpepi" aufweisen. Uebrigens mit oder ohne Denkmal (oder trotz dem Denkmal) werden ewig die abgeschiedenen Geister der Familie Widmann, gesegnet vom Dank der Freunde, das Pfarrhaus Liestal umschweben, wo einst beim Klang Beethovenscher Violinsonaten in den Ring guter, schöner Menschen von draußen die Bäume des Turnplatzes und die Wälder des „Schleifenberges" zu den Fenstern hereinlauschten und einander zuflüsterten: „Still! Andacht! hier werden edle Träume geboren."

Der Kästeilet im Justistal.

Der Kästeilet im Justistal.

Es ist Ende September. Schwer hängen die Nebel am Sigriswilergrat und spannen dichte Schleier über das schöne Justistal, das sich zwischen diesem und den kahlen Hängen der Wandfluh hinzieht. Durch das feuchte Morgengrauen bewegen sich auf den von Merligen und Sigriswil emporsteigenden Wegen zahlreiche, meist kernige Gestalten, teils von gedrungenem, teils von hochaufgeschossenem Wuchs, bald einzeln, bald in kleinen Truppen. Männer in elben, halbleinenen „Kutten" tragen ein Räf, andere im gestrickten „Mutz", mit runder Pelzkappe oder altmodischer Zipfelmütze, eine große Hutte. Auch Frauen sind dabei: alte, zähe, einfache, die einen farbigen „Lumpen" um den Kopf gebunden, und junge, sonntägliche aufgeputzte, mit lachenden Augen. Hier und dort trottet ein Knabe in schweren Schuhen oder ein Mädel im roten, schöngeblumten „Schipperglosch li" nebenher.

Was ist denn los oben im Justistal? Haben sich die Eissäulen im Schafloch in Bergkristall verwandelt oder gilt's einen Goldschatz zu heben am Rothorn?

Ja freilich gibt's auf der Alp Schätze zu holen, die den einen Gold ins Haus, den andern wenigstens ein gutes Essen auf den bescheidenen Mittagstisch bringen: Käse und Zieger, Produkte aus der Milch des vereinigten Viehbestandes der nächstliegenden Dörfer und aus tüchtiger Sennenarbeit.

Vor den fünf Hütten auf Vorderstberg beginnt etwa um 9½ Uhr morgens ein Lagerleben, wie man es sich malerischer kaum vorstellen kann — wenn es auch nur zu einem währschaften „Znüni" langt. Die Räse werden umgekippt und zu bequemen Sitzen verwendet. Den Hutten werden Säcklein und übers Kreuz gebundene, große Taschentücher entnommen und diesen wieder Brot, Geräuchtes, Wein oder „Brennts" und allem kräftig zugesprochen.

Doch nicht lange — denn schon erscheint vor dem Eingang eines jeden Speichers ein Obmann, einen Rodel in der Hand, von dem er mit mehr oder weniger oratorischem Talent abliest, welche Quantitäten Milch die Kühe eines jeden Bauers geliefert hätten, was zu so und so viel Käse und Zieger berechtige. Gleich darauf beginnen sich die wohlgefüllten Gaden ihres kostbaren Inhaltes zu entleeren. Auf langen, durch ausgiebigen Regen fein sauber gefegten Laden, die parallel zu 6—8 Stück vor jedem Speicher auf „Trämeln" ruhen, werden die appetitlichen Käslaibchen treppenartig aufgeschichtet. Zu unterst liegen die fettesten und größten, bis 20 kg schweren, oben die weichern, jungen und ein hübsch gewürfeltes Ziegerstöcklein schließt dekorierend die eigenartige Pyramide.

An Hand des erwähnten Rodels wird nun der „Teilet" vorgenommen. Seinem „Käppi" entnimmt der Kontrolleur kleine hölzerne, numerierte und mit Initialen versehene Brettchen und kennzeichnet damit jede Beige ihrem Eigentümer. Die größern Milchlieferanten erhalten oft mehr als eine Beige, die kleinsten haben kaum mehr als auf einen Laib Anrecht. Einige überzählige Käslaibe und Ziegerstöckli kommen unter den Hammer. Nach dieser freiwilligen Steigerung wird die Stimmung belebter, die typischen Gesichter strahlen vor Freude, man nimmt noch einen Schluck „Geistigs" und rasch wird dann aufgeladen, auf Räfe, in Hutten, je nach dem Quantum.

Einzeln und in kleinen Truppen ziehen die Glücklichen bald ab und bewegen sich auf dem stellenweise holperigen und regenglatten Terrain trotz ihrer Lasten in raschem Tempo talwärts. Wo der Fahrweg beginnt, wird auf Schlitten oder zweiräderige Karren umgeladen. Zwei bis drei Mal wird noch ein kurzer Halt gemacht und jeweilen etwas zur Stärkung genommen. Einzelne mit sonnseitig gelagerter Leber haben weitbauchige Flaschen und einen großen Schluck und bringen mit dem Käse gar noch ein „Fähnlein" heim.

Die Stimmung ist im allgemeinen eine sehr gehobene. Hier wird gescherzt, dort fröhlich gelacht und auf einem Felskopf über dem Weg gibt ein Jodlersextett seine Jauchzer zum Besten.

B. Stumpf.

Sehnsucht.

Die Sehnsucht zehrt in mir —
Geht es wohl besser Dir?
Hast du wohl heute Nacht
Die Augen zugemacht?

Hast du vielleicht — wer weiß —
Geweint ein Tränlein heiß? —
Hast vielleicht im Gebet
Bei Gott für mich gefleht?

So denk ich ohne Ruh
An dich nur immerzu,
Und ob die Sehnsucht dir
Das Herz verzehrt wie mir?

Alfred Jakob.